

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 19. Februar 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Ein Sünder.

Roman von B. Buchwald.

(Fortsetzung.)

Wie ist ihm denn nur zu helfen, ohne daß sein Hartgefühl dabei verletzt wird, wie ihm begreiflich zu machen, daß er, Witzdorf, trotz allem und allem noch an ihn glaubt?

Verwünscht, daß man so verteuftelt schwach gewesen war und das Fatum nicht hatte aufhalten können! Mit diesem kernigen, stummen Fluch schleuderte Witzdorf die Zigarre fort.

Kauffungen hat sich dem Freunde wieder gegenübergesetzt und beginnt:

„Ich weiß, daß Du Dich weigertest, meines Vaters Gläubiger zu sein. Damit hast Du öffentlich den Beweis geliefert, daß Du an dem Sünder nicht verzweifelst — ich danke Dir.“

Einfach, aber um so wärmer kommt der Dank aus Kauffungen's Munde, dessen Lippen seit der letzten großen Nerven-erregung die Eigentümlichkeit angenommen haben, bei besonders schweren Geständnissen oder bei heimsuchenden Gedanken zu zucken.

„Aber ich bin nun lange Dein Schuldner gewesen und bitte Dich, jetzt auch den Beweis antreten zu dürfen, daß ich Schulden auf — anständige Manier tilgen kann!“

„Nicht doch, Kauffungen!“ fährt Witzdorf erregt auf; aber jener winkt abwehrend.

„Sei übrigens ruhig,“ fährt er weiter fort, „mein Vater zahlte mir den kleineren Teil von der Mutter Erbschaft aus, auf welche ich nach dem Testament keinerlei Anspruch gehabt, und das genügt, um außer der Bezahlung meiner Schuld an Dich eine neue Existenz gründen zu können, wozu ich jetzt noch keine Lust habe. Geld ekelt mich an — ich fühle mich durch keinen Anblick angewidert und brauche nur so viel, um das tägliche Brot zu kaufen.“

Tatsächlich hatte Kauffungen als gemeiner Soldat die Hälfte seines Traktaments an arme Kameraden verschenkt, die ihm dafür die Hände küßten.

„Und nun erzähle von der Heimat,“ bittet Kauffungen.

„Von mir ist nichts zu berichten,“ sagte Witzdorf, mühsam seine traurige Stimmung bemeisternd, „als daß ich den Abschied nehmen und mich nach der Mark in meinen Dachsbau zurückziehen werde, um meine Güter selbst zu bewirtschaften; das Regiment ist verteuftelt öde geworden ohne Dich, Kamerad.“

Kauffungen lächelt; Witzdorf fährt fort:

„Baffow, dieser Lump, hat es in S. und Umgegend zu schwül gefunden, nachdem ihm von unserem Kommando bedeutet

worden war, daß er seines Dubenstückchens wegen den Abschied nehmen möge. Er scharwenzelt jetzt, wie ich gehört habe, mit der Leichenbittermüne eines vollendeten Gauners an dem Hofe von S. herum.“

„Wie man mir sagte, hast Du Dich mit ihm duelliert“, bringt Kauffungen mit schlecht verhaltener Erregung hervor, „hast meine Sache, da ich satisfaktionsunfähig bin, geführt, — Gott, Witzdorf, Du drückst mich nieder.“ Immer nervöser zuckt es um die Mundwinkel Kauffungen's.

„Gabe mich gefreut, dem Sakunten einen Denzettel geben zu können, habe ihm die Schulter kldiert, heillose Genugtuung für mich gewesen, wäre ja sonst geplagt vor Ärger!“ lacht Witzdorf mit dem Übermut früherer Jahre, dadurch den Dank Kauffungen's herabzumindern versuchend.

Doch dieser versteht ihn, wie er jede Regung dieser klaren Mannesseele durchschaut. Er kann ihm nur stumm die Hand reichen, denn ein wortreicher Dank kommt nicht über seine Lippen.

Sie schweigen beide eine Zeit lang, denn beide fürchten sich vor der Auskunft, die nun folgen muß. Endlich bricht Witzdorf die unheimliche Stille, und Kauffungen's Frage zuborkommend, sagt er:

„Der alte Behrens ist gestorben, und Margarete bewohnt allein die Villa. Ein prächtiges Mädel — was sage ich, ein herrliches Weib, welches Grüße an Dich auftrug, wenn ich Dich finden sollte!“

Kauffungen's Augen erweitern und verdunkeln sich, seine Brust hebt und senkt sich in immer lauterem Zügen. Niemals als im Angesicht oder Andenken Margaretens kommt er sich elender vor. Und was ihn am meisten zu Boden drückt, ist die Tatsache, daß jenes Weib, dessen Zukunft er vernichtet, dessen Herz er durch jene Tat mit Füßen getreten, dessen Lebensglück er in der Blüte gebrochen hat, ihn immer noch liebt, wie die Grüße be- weisen.

Witzdorf hat ihm ein kleines Pastellbild gereicht, welches Margaretens ganzen Liebreiz in treuester Wahrheit wiedergibt.

„Sie schickt es Dir“, fügt er hinzu, und Kauffungen neigt sich über das Bildchen und schämt sich der Tränen nicht, welche aus seinen Augen niedertropfen.

Auch Witzdorf fühlt, wie sich seine Blicke verdunkeln, als er mit bewegter Stimme sagt:

„Du solltest das leidenschaftliche Sehnen eines jungen Weibes stillen und die Vereinsante, nun Euch kein Hindernis mehr trennt, an Dein Herz nehmen, Werner.“

„Ich soll Margarete zum Weibe eines Geächteten machen? Ich soll sie zu dem ruhelosen Leben einer Heimatlosen verdammen,

soll sie an das Herz nehmen, das ich selbst zerfleischen möchte? Wie kannst Du das von mir verlangen! Und ich soll die Schmach erleben, einst vor meinem Sohn bei der Frage nach meiner Vergangenheit erröten zu müssen? Niemals!" schreit er verzweifelt auf und verhüllt das Antlitz mit seinen Händen.

\* \* \*

Es fügt sich, daß Rauffungens Regiment der Division angehört, welche sofort nach Plewnas Fall zur Verstärkung des Generals Radecki an den Schipkapas geschickt wird. Es gilt, den Feind nicht mehr zum Atem kommen zu lassen, und darum ist im obersten Kriegsrat der Übergang über den Balkan beschlossen worden. Es ist ein Unternehmen voll drohender Gefahren, und die Abgründe des Balkans, seine schmalen Pfade und steilen Felsen scheinen mitten im Winter, wo die Schluchten mit berg hohen Schneemassen angefüllt sind, ein unüberwindliches Hindernis. Dennoch wurde es genommen.

Der Abschied der Freunde war kurz, aber bewegt.

„Wie es auch kommen mag, ich glaube an Dich“, hat Wikdorf gesagt, Rauffungen damit den besten Segenswunsch auf den Weg gebend, einen Wunsch, welcher ihn kräftigt und stärkt, die Spannkraft des müden Geistes belebt.

„Ich danke Dir“, nichts weiter hat Werner erwidert.

Sie fühlen, daß es ein Abschied für Jahre, wenn nicht für die Ewigkeit ist.

Rauffungen erkämpft sich am Schipkapas das Georgskreuz. Von dem Regiment, welchem er angehört, ist kaum noch der zehnte Teil übrig. Er aber gehört zu jenen, die keine Wunde erhalten haben. Die Schmarre des Türkenjäbels von Plewna und die Auszeichnungen sind dieses Krieges einzige Frucht für ihn, jene ein stiller Trost, diese eine bittere, schier demütigende Er-rungenschaft.

20.

Jahre auf Jahre rollten unaufhaltsam dahin, Gräber auf-reißend, frische Saat streuend, hier Hoffnungen aufrichtend, dort Glück zertrümmern — Jahre auf Jahre. Dem Glücklichen dünken sie eine Spanne Zeit, dem Elenden sind sie Dezennien, der Gesunde symbolisiert sie mit einem schönen, flügelbegabten Weibe, das zu schnell ihm entflieht, der seelisch und körperlich Kranke mit einer Schnecke, die langsam auf schlammigem Boden dahinkriecht.

In dem an das Herzogtum, das engere Heimattland Werners von Rauffungen, angrenzenden Duodezstaate R. gab es Jahrzehnte hindurch einen Distrikt, der sich durch grenzenlose Armut seiner Bevölkerung auszeichnete. Das steinige Felsland mit seinen romantischen Schluchten trug schlechte Frucht, und mühsam ernährten sich die Bewohner von Weberei und Spitzen-klöppelei.

Aber diese bescheidene Hausindustrie ward durch die Dampf-maschinen und Großindustriellen arg bedrückt, und die kleinen Weber sahen sich gezwungen, ihre Ware um Spottpreise an Unter-händler zu verschleudern. In den fünfziger Jahren hatte sich das hungernde, aber zur Auswanderung nicht zu bewegende Webervolk empört und war mit Bleifugeln zurechtgewiesen wor-den. Seitdem lebte es in stummer Apathie dahin, begnügte sich mit kärglichem Verdienst und nahm es als Schicksal hin, daß die Frauen immer hohlwangiger, die Kinder immer trauriger wurden.

Noch war kein heller Kopf darauf gekommen, im Herzen jener Weberdistrikte, inmitten jener elenden Hütten eine Fabrik anzulegen, welche die bescheidenen, armseligen Konkurrenten gänzlich brach legen muß.

Da erschien eines Tages ein Engländer, wie es hieß, der jenen Plan ausführte. Nicht eine, sondern mehrere Fabriken

nach neuestem englischen Muster wurde angelegt. Mit reichen Mitteln begonnen, wuchs mit Windeseile das Unternehmen.

Hohlwangige, vom Tritt des Webstuhls krank gewordene Arbeiter, Frauen mit unheimlich glänzenden Augen kamen, um sich des Teufels Werk, die verhaßten Maschinen, anzusehen. Mit eigenen Augen wollten sie die Ursache ihres schmählichen Unter-ganges besichtigen, und während bei der Aussicht auf gänzlichen Verlust ihres geringen Verdienstes sich die Herzen wie in schmerz-haftem Krampf zusammenzogen, ballte sich manche Faust in der Tasche, und bleiche Lippen murmelten Flüche. Das ist der Satan selbst, der ihnen den letzten Bissen Brot vom Munde stiehlt, der sie mit seinem Reichtume erdrückt, sie dem Hunger-tode, wenn nicht dem Selbstmorde preisgibt — so dachten sie.

Aber aus den Flüchen erwuchs Segen; Glück und Wohl-stand breitete sich aus, und der, den man als Teufel verflucht hatte, ward zum Erlöser.

Wahrlich, sie hatten zuerst an dem Verstande des ernstesten, fest, aber mit gewinnender Güte auftretenden Mannes, der sich Mr. Werner nannte, gezweifelt, als er eines Tages sämtliche Weber zusammenberief und ihnen ein merkwürdiges Geschäft anbot, dessen kurzer Sinn nichts anders war, als daß sie alle Besitzer der Fabriken und Teilnehmer an dem Gewinn derselben werden sollten.

Und als ein zweifelnder Kopf, der Sprecher unter den Webern, einwarf, daß sie nicht im stande seien, ein Einlage-kapital zu zahlen, hatte Mr. Werner mit gutigem Lächeln ge-antwortet:

„O doch, das haben Sie, Ihre Arbeitskraft. Ein Kostbareres könnten Sie nicht bieten.“

Und nun entwickelte er ihnen einen Plan, welcher sie mit Staunen und durch die geniale Größe auch mit Grauen erfüllte: Sämtliche Fabriken und das zur Verarbeitung angehäuften Ma-terial sollte einer Gesellschaft der ärmsten im Lande ansässigen und zur Beratung anwesenden Weber gehören, ein Teil fiel auf denjenigen, welcher einzig und allein die Mittel zu dem Riesenunternehmen geliefert hatte. Die Teilnehmer waren ihre eigenen Arbeiter, Werkführer und Beamte, und an Stelle des Lohnes partizipierten sie am Gewinn.

Und daß dieser sich hoch genug stellen würde für ein sorgen-freies Leben, dafür bürgte die Solidarität des Unternehmens, wie die weit verzweigten Verbindungen Mr. Werners, des kauf-männischen Leiters der Fabriken. Schon lagen die Abmachungen mit bedeutenden Firmen des In- und Auslandes vor, und es galt nur, mit allen Kräften an die Arbeit zu gehen, um die ver-langten Waren herzustellen und zu liefern.

Als den Webern diese glänzende Aussicht eröffnet wurde, sahen sie wohl erstaunt und ungläubig einander an und dann auf Mr. Werner. Da dessen Antlitz indes keine Spur des Wahnsinns, nur die des durchdringenden Verstandes und der Seelengüte trug, stürzten sie auf ihn zu und küßten ihm die Hände.

Abwehrend und stolz stand jener in dieser Gefühlsbrandung.

„Ich spekuliere ja nur — Sie tun mir einen Gefallen,“ sagte er abgebrochen und heiser.

Bald war das Geschäft abgeschlossen, und von nun an änderte sich das Bild in Tiefurt, wie sich der kleine Ort nannte, gewaltig. Das mit der Weberei verbundene Exportgeschäft er-langte bald einen vorzüglichen Ruf, und der Reingewinn erreichte eine beträchtliche Höhe. Dieser floß nicht in die Tasche eines Einzelnen, denselben zum Millionär machend, sondern er verteilte sich unter die Arbeiter, welche aus bedrängten Verhältnissen, aus krassem Elend errettet, frei atmeten und zum bewußten Leben erwachten.

Saubere Häuser erheben sich dort, wo niedere Hütten gestanden hatten, blühende Gärten, in denen Kinder spielen und gesunde Frauen arbeiten.

Mr. Werner verschmähte es, seinen Anteil für sich zu gebrauchen, und baute davon ein geräumiges Haus, in welchem jene Weber und Spigen Klöppelnden Frauen eine Zuflucht fanden, für welche die Erlösung zu spät gekommen war, und die lungenkrank oder von der Auszehrung befallen, dahinsiechten. Auch für die in den Fabriken Verunglückten tat es sich auf, und bald fand sich ein Arzt, fanden sich Diakonissen ein.

Ein Gotteshaus erhob sich auf einem Hügel und war mit seinem Kreuz auf der Zinne das Sinnbild des Geistes, welcher es gerade hier aufgepflanzt hatte! Eine Pfarrerrwohnung erstand in seiner Nähe, die ein würdiger Herr bezog. Derselbe erhielt einen Zuschuß aus dem allgemeinen Ertrag der Fabriken, aus welchem auch der Arzt sein Gehalt bezog.

Und die Kolonie blühte und wuchs, ein kleines, trotz lärmender Fabriken stilles Anwesen, inmitten des rastlos strebenden Kampfes ums Dasein.

Es blieb nicht verborgen, was ein Mann binnen drei Jahren geschaffen hatte, und Neider und Feinde hoben ihr Haupt. Man zuckte über den spleenigen Engländer die Achseln, man lächelte ihm öffentlichen Beifall zu, die Faust in der Tasche. Zwar fürchtete man noch nicht, daß viele dem Beispiel des „halb verrückten Engländer“ Folge leisteten und damit die Widerstrebenden mit fortreißen würden, immerhin aber war er eine Macht geworden, mit welcher man rechnen mußte, welche man hassen, aber nicht verachten durfte.

Zwar zog Mr. Werner sich von dem öffentlichen Leben auf das peinlichste zurück, doch half ihm das wenig. In dem kleinen Staat S. wurden Krankenkassen, Unfallversicherungen, Invaliditätsgesetze angestrebt und trotz mancher Schwierigkeiten durchgeführt.

Und so war es die Regierung, welche dem Engländer mit Wohlwollen entgegenkam, obgleich das Teilungsprinzip im Stillen gefürchtet wurde. Doch das Verdienst Mr. Werners mußte anerkannt werden. Daß aus einem öden, sterilen Landstrich eine blühende Gegend geworden war, ohne daß dem Lande Kosten dadurch entstanden, konnte in höheren Kreisen nur Beifall finden, zumal sich jener Mr. Werner jeglicher Demonstrationen enthielt.

Hatte man sich das Treiben in Tiefurt eine Zeit lang angesehen und sich überzeugt, daß man es mit ruhigen Gemütern und pünktlichen Steuerzahlern zu tun hatte, hielt man es für angemessen, nähere Notiz davon zu nehmen. Der Minister besichtigte eines Tages die Fabriken, überzeugte sich von der Solidität des Geschäfts, wie von der vorzüglichen Beschaffenheit der Gebäude und Maschinen. Des Engländer's Wesen, fest, ruhig, dabei von jenem Gemisch von Zurückhaltung und Zuborkommenheit, welches den Weltmann ausmacht, gefiel dem hohen Beamten, und er stand nicht an, das Diner anzunehmen, welches jener ihm anbot.

21.

Die Fabriken Tiefurts wurden bald der Anziehungspunkt von zahlreichen Persönlichkeiten und Interessenten. Sozialpolitiker aus den Nachbarstaaten kamen, sie zu besichtigen. Großindustrielle suchten Mr. Werner auf; ja, sogar exzentrische Damen, welche für Lassalle und die Fürstin Saffeldt schwärmten, fanden sich ein, vielleicht in dem köstlichen Wahne, den Erbauer von Tiefurts Fabriken zu ähnlichem Bündnis bereit zu finden, wie den großen Sozialisten.

„Barmherzigkeit sei bis dahin nur eine Sache der Frauen gewesen“, sagte eine von ihnen mit schwärmerischem Augenaufschlag zu dem Charakterkopf Mr. Werners, „doch doppelt sei es anzuerkennen, wenn ein Mann seine zu Gewalttätigkeiten und

Ungerechtigkeit neigende Natur verleugne und Wohltäter der Menschheit werde.“

Wo es sich um harmlose Armenpflege in Gestalt von Suppenanstalten und Theatervorstellungen handle, gebühre allerdings den Frauen der Vorrang, hatte Mr. Werner mit Sarkasmus geantwortet, aber seines Wissens sei noch keinem weiblichen Gehirn der Gedanke zu Krankenkassen und Unfallversicherungen, von Fabrikgenossenschaften und ähnlichen Instituten entsprungen.

Man war im Innern empört, doch hielt man dem seltsamen Manne auch seinen Frevel am schönen Geschlecht zu gute, und gab sich den Anschein, als fände man auch diese seine Worte „originell“ und fremdartig, wie sein schönes, von der südlichen Sonne gebräuntes Gesicht, über welchem, in seltsamem Kontrast zu den die besten Mannesjahre verratenden Züge das graue Haupthaar besonders auffiel. Dieser Gegensatz erhöhte den Reiz, der den Fremdling umgab. Der tiefe Ernst in den Augen, der Leidenszug um den Mund, welchen auch der Sarkasmus nicht ganz verwischte, das nervöse Zucken der Lippen, die Eleganz in Haltung und Gebärde verrieten einen Roman, dessen Anfang zu ergründen, der Mühe verlohnte. Sicher hatte der Mann geliebt und war betrogen worden, wonach er seinen Schmerz im Wohlthun vergrub. Man fand diese Art des „Sichbetäubens“ so originell, so melodramatisch, daß sie Tränen entlockte.

Aber der Engländer wandte sich kalt ab und wünschte keine solchen Besuche mehr zu empfangen, oder persönlich in die Fabriken zu geleiten. An seiner Stelle tat es ein Werkführer, ergraut und Familienvater, welcher sich mit Feuereifer seinem ehrenvollen Amte widmete. Und nun stellte Werner fest, daß sich die Besuche schaulustiger Damen fortan verringerten.

Aber mit außerordentlicher Höflichkeit stellte er seine Person denjenigen zur Verfügung, welche aufrichtige, wahrhaftige Belehrung aus seinem Werke zu ziehen wünschten, sei's Freund, sei's Feind. Es gewährte ihm selbst Befriedigung, wenn Gesinnungsgenossen ihm anerkennend die Hand drückten, und er nahm es mit Achtung vor des Nächsten Überzeugung hin, wenn ihm maßvolle Opposition gemacht wurde.

So rüstete er sich zum Empfang eines nahen Großgrundbesitzers, welcher sich schriftlich bei ihm angemeldet und in höflichen Worten gebeten hatte, Tiefurts viel besprochenen Arbeiterstaat persönlich kennen zu lernen.

W. Sommer nannte sich der Mann, von welchem Mr. Werner schon als großem Finanzmann und vielfachem Millionär sprechen gehört hatte. Der Name kam ihm seltsam vor, und er grübelte vergebens, wo er ihm vor Jahren begegnet sein mochte, aber da ihm Bemerkenswertes nicht einfiel, glaubte er, seine Kenntnis mit der weiten Verbreitung dieses Namens in Deutschland erklären zu können.

Es war nachmittags, die Arbeit in Bureau und Werkstätten hatte er für heute verlassen und seinen Arbeitskittel mit einfacher, aber vornehmer Kleidung vertauscht.

Er bewohnte in dem großen aus roten Backsteinen gebauten Hause, welches die Bureaus und einige Wohnungen für Buchhalter enthielt, im Erdgeschoß linker Hand zwei Zimmer. Eines davon war mit braunen Ledertapeten, eichengeschnitzten und gleichfalls mit braunem Leder überzogenen Sesseln und Sofas ausgestattet. Nirgends jener moderne Prunk, jener verweichlichte Geschmack, welcher sich in einer Überfülle weicher Polster, in Teppichen, Böden- und Angorafellen kundtut, und welchen man heute für unerläßlich erachtet. Ernst, fast streng war der Geschmack, welcher hier gewaltet, ernst und streng wie derjenige eines Mannes, welcher an sich selbst die strengsten Lebensprinzipien übt.

An dieses Zimmer stieß ein kleineres, welches Mr. Werners Schlaf- und Arbeitszimmer darstellte. Hier machte sich puritanische Einfachheit geltend. Ein eisernes Bett, ein roh gezimmerter

Tisch, einige Stühle, am Fenster ein mächtiger Schreibtisch aus Fichtenholz, rechts davon ein Geldschrank — das war das Gemach, welches Mr. Werner, der Millionär, im eigentlichen Sinne bewohnte, jedes andere gehörte dem Repräsentanten von Tiefurts Fabriken, in welchem er Gäste empfing.

Mr. Werner saß an seinem Schreibtisch und ordnete allerlei heute eingegangene Brieffschaften, als ihn ein hohler Husten aus seinem Sinnen aufschreckte.

„Bardakit“, rief er, „komm herein alter Bursche.“

Auf seinen Ruf erschien ein Afrikaner, dessen eingefallener Brust sich ein erneuter Husten entrang. Der Neger, in dunkler Dienerkleidung, eilte auf seinen Herrn zu, und ein glückliches, fast zärtliches Lächeln erschien auf seinem unschönen Gesicht, als dieser ihm freundlich auf die Schulter klopfte.

„Du bist krank, alter Freund“, redete Mr. Werner ihn englisch an, „und mußt ganz ernstlich etwas für Dich tun. Ich werde mich nach einem Vertreter umsehen und Dich ins Krankenhaus schicken.“

„Nicht armen Bardakit wegschicken“, jammerte der Schwarze. „Master Werner kann nicht sein ohne Bardakit. Wer soll Stiefel putzen, Bett machen, wer soll Kaffee kochen für guten Master, wenn Bardakit fort ist?“

„Ei, mein Bursche“, und über Mr. Werners ernstes Antlitz glitt ein belustigtes Lachen. „Du bleibst ja in meiner Nähe und bist nicht so krank, daß Du mich nicht täglich besuchen könntest. Alsdann hältst Du scharfe Untersuchung und schaust nach, ob Dein Vertreter auch seine Sache versteht. Doch für heute walte noch Deines Amtes — ich glaube, Besuch ist angekommen.“

Bardakit eilte davon und Werner erhob sich. Er schob die Gardine zurück, warf einen Blick durch das Fenster und erkannte einen eleganten Landauer mit zwei prächtigen Füchsen davor, bei deren Anblick es in seinen Augen wie der flüchtige Glanz froher Erinnerungen auftauchte, und schritt dann nach dem Empfangszimmer, wo Bardakit eben die gegenüberliegende Tür öffnete und die Besucher eintreten ließ. Zu Mr. Werners Überraschung trat der Großgrundbesitzer Sommer nicht allein bei ihm ein, sondern in Begleitung einer jungen Dame, seiner Tochter. Nach kurzer, höflicher Begrüßung ließen sich die drei auf den dunkel gepolsterten Sesseln nieder.

„Wie ich Ihnen schon mitteilte, mein sehr verehrter Master Werner“, begann Herr Sommer, „möchte ich Ihr Institut lernen, um ein ähnliches bei mir einzurichten. Mir erging es, wie Ihnen. Als ich vor zwei Jahren Sonnenburg aus dem Konkurs des Grafen Witzdorf kaufte, fand ich die krasseste Armut unter der Bevölkerung. Dieser auf das möglichste zu steuern, war mein aufrichtiges Bemühen. Aber mit Almosen, Geldunterstützungen ist nichts getan, den Leuten muß vielmehr die Möglichkeit an die Hand gegeben werden, etwas zu verdienen. Sie haben die Frage auf geniale Weise gelöst, Herr Werner“, fügte er in schmeichelhaftem Tone hinzu, „und ich möchte Ihrem Beispiel folgen.“

Mr. Werner hatte mit heimlichem Staunen, aber äußerlich nichts von diesem Gefühl verratend, der Rede zugehört. Er hatte sich in seinem vielfachen Verkehr mit allen Nationen, allen Standesklassen eine scharfe Menschenkenntnis angeeignet, er pflegte von Physiognomikern zu lesen und sich selten zu täuschen. Aus den Zügen des Finanzmannes vermochte er neben der Neigung zu materiellen Genüssen wohl Schlaueit im Handeln zu entdecken, nimmer aber jene allgemeine Menschenliebe, welche die Uneigennützigkeit seines Handels begründete.

Bardakit hatte ein Tablet mit Gläsern und Wein hereingebracht und auf den Tisch niedergelegt. Während sich Mr. Werner erhob und, seines Amtes als Wirt waltend, die Gläser füllte, entgegnete er:

„Ich möchte zuerst einen Irrtum berichtigen, welcher, wie ich höre, allgemein verbreitet ist. Auch Sie, Herr Sommer, scheinen der Meinung zu sein, daß ich der Besitzer Tiefurts sei. Das ist nicht der Fall. Zwar kaufte ich ursprünglich den Grund und Boden zu den Fabriken, doch ist auch dieser Besitz allgemach von mir auf die Allgemeinheit übergegangen und ich nenne in Tiefurt nichts mein eigen, als einen Anteil der Genossenschaft. — Doch nun gestatten Sie, mein gnädiges Fräulein“, wandte er sich liebenswürdig zu dem jungen Mädchen, „daß ich Ihnen und Ihrem Herrn Vater mein Willkommen biete.“

Als sich der schlanke, vornehme Mann so vor dem Mädchen neigte, erschien auf deren schönem Antlitz eine leichte Röte. Jetzt klangen die Gläser, der köstliche Napwein perlte, behaglich schürfte ihn Herr Sommer als Kenner, leicht nippte die Tochter.

„Wahrlich, Herr Werner“, sagte diese, „Sie haben so viel Großes geleistet, daß man sich ganz klein neben Ihnen vorkommt. Aber ich habe den festen Willen, nun auch nicht mehr untätig zuzuschauen, sondern dem furchtbaren Elend unserer Gebirgsbewohner entgegenzuarbeiten, deshalb begleitete ich Papa, um mir Ihre nach englischem Muster eingerichteten Krankenhäuser und Armenasyle anzusehen.“

Mr. Werners Blick ruhte prüfend auf dem Antlitz der Sprechenden, welches von zarter und zugleich stolzer Schönheit war. Indessen auch hier war der Ausdruck kalt und der Beschauer fand ihn nicht im Einklang mit den warmen Worten, welche der rechte Mund gesprochen. „So ist es Ihnen vielleicht recht“, fragte Mr. Werner verbindlich, „wenn wir unsere Wanderung beginnen. Ich werde mich freuen, wenn Sie aus unseren Werken die gewünschte Belehrung schöpfen und uns helfen, weitere Kreise der allgemeinen Menschenliebe zu erschließen.“

„Das wollen wir“, sagte Olga Sommer, „das wollen wir“, fiel deren Vater ein. „Wir bedürfen nur der Hilfe“, — fuhr jener fort. „Ich bin alt, meine Tochter unerfahren, und wir würden einem Freunde dankbar sein, wenn er uns bei der Einrichtung des geplanten Werkes unterstützte.“

Mr. Werner erwiderte nichts. Es lag in Sommers Worten etwas, das sein Mißtrauen hervorrief, wie sehr er auch dagegen ankämpfte. Aber er verweigerte seine Unterstützung nicht. Lag es ihm ob, die Gründe zu prüfen, welche den Millionär zu seinem Tun bewegten, und konnte er Hilfe verweigern, wo es galt, seinen Prinzipien zum Siege zu verhelfen?

Sie brachen auf, und Mr. Werner geleitete Vater und Tochter durch die Lagerräume, wo schimmerndes Linnen in mächtigen Ballen aufgestapelt lag; durch die Spinnereien, wo die spinnwebdünnen Fäden gesponnen, an die Webstühle, wo sie aneinander gefügt wurden. Sommer musterte die Konstruktion der Maschinen, erkundigte sich nach der Zahl der Arbeiter, der Höhe ihres Verdienstes, während die Tochter über die Verwandlung des Flachses in feinstes Linnen in Staunen geriet.

Im Krankenhause aber war es, wo sie sich eingehend zu belehren trachtete. In bescheidener, liebenswürdiger Form stellte sie allerlei Fragen an die Vorsteherin, erkundigte sich bei ihr, wie viel Kranke in einem Saal untergebracht werden könnten, woher sie am besten alle nötigen Einrichtungen beziehen könnte. Sie war ganz Feuer und Flamme für ihr neu zu beginnendes menschenfreundliches Werk. Mr. Werners Auge ruhte jetzt wohlwollend auf dem schönen Mädchen und er hat ihr im Stillen das Unrecht ab, das er ihr getan.

An die Besichtigung schloß sich ein Gang durch das Dorf; dann wollten die Sommers aufbrechen, aber einer Einladung Mr. Werners, noch eine Erfrischung zu sich zu nehmen, folgte man bereitwillig.

Auf dem mächtigen, eichenen Tisch im Empfangszimmer war alles vorbereitet, und wenn es auch Olga bedünken wollte, als

sei die Marotte des reichen Engländers, kein Eßzimmer zu besitzen, doch etwas seltsam ungentlemanlike, so versöhnte sie andererseits die gewandte, geräuschlose Art des Dieners.

„Wo haben Sie dieses schwarze Scheusal aufgegriffen?“ fragte Sommer lachend, als Bardakit sich einen Augenblick entfernt hatte.

„In Südafrika; er pflegte mich, als ich krank war“, entgegnete Mr. Werner ernst.

Olga horchte auf den Klang seiner Stimme — so weich, so verschleiert — einen Scherz schien der seltsame Mann nicht zu versehen.

Man ließ sich nieder. Auserlesene Weine funkelten zwar in den Karaffen, aber nur einfache, wenn auch gut zubereitete Speisen bot Mr. Werners ländliche Küche dar. Dennoch sprach Sommer dem Mahle zu, wobei ihm der reine Kapwein am besten mundete, und bemerkte gar nicht, daß Mr. Werner häufig des Gastes Glas füllte, aber dasselbe mit dem eigenen zu tun, nie in Versuchung kam. Olga, welche nur von einigen Früchten naschte, beobachtete Mr. Werner genau, und auch sie begann in dem abgeklärten, maßvollen Wesen desselben ein Geheimnis zu ahnen. Und so kam der Vater ihrem Wunschen entgegen, als er nur die Bitte an Mr. Werner richtete, sie recht oft auf Sonnenburg zu besuchen.

„Sind die Gebäude schon fertig, so daß ich Ihnen bei der Einrichtung helfen kann?“ fragte Mr. Werner, die Einladung nur im geschäftlichen Sinne auffassend.

„Nicht alle“, entgegnete Sommer ausweichend. „Aber Sie werden uns doch das Vergnügen bereiten, nicht nur als Lehrer, sondern auch als Nachbar und Freund bei uns zu verkehren.“

Die lebhafteste Unterstützung, welche die Einladung durch Olga erfuhr, Klang bei aller Dringlichkeit so maßvoll liebenswürdig, daß Mr. Werner nicht sofort nein sagen konnte.

„Ich verkehre nirgends“, sagte Werner und seine Stirn umwölkte sich. „Noch bin ich ein Fremdling hier und kein guter Gesellschaftler.“

Ihn verdroß es, daß man unter dem Vorwand, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, ihn koddern wollte als Freund. Und doch nicht den Menschen als solchen in ihm, sondern den von der Glorie der Millionen verhüllten Diamantenbaron Südafrikas — als Deforation; nichts weiter. Mißtrauen krampfte sich in ihm zusammen.

„Sie denken zu gering von sich“, erwiderte Sommer, „treten Sie hinaus in unsere Welt und erkennen Sie, daß Sie dort kein Fremdling sind.“

Mr. Werners Lippen verzogen sich jetzt zu einem feinen Lächeln, wie im stillen Triumph darüber, daß er sich nicht getäuscht. Nach der Person des „Engländers“ angelte man, nach der Ehre, den Millionär in seinem Salon zu sehen. Man fließ an, man trank. Und den Kopf hochmütig zurückwerfend, befiel Werner die Lust, diesem Schmeichler ein Schnippchen zu schlagen, dem Schicksal zu trotzen, in der Komödie des Lebens eine Rolle zu spielen. Da traf ihn ein warmer Blick Olgas, ein voll Teilnahme und Mitleid erfüllter, wie es schien, und die Verachtung milderte sich in seiner Seele. Das Gespräch wendete sich alsdann den Interessen des Bergbaues zu, welchem Sommer als Besitzer von Kohlengruben nahe stand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Herr mit den Reitstiefeln.

Ein Gaunerstückchen von Rudolf Jura.

Der Hausknecht und Omnibuskutscher der „Preussischen Krone“ machte ein sehr zufriedenes Gesicht. Seine Ohren hatte

der scharfe Ostwind gerötet, der in der kalten Januarnacht über den Bahnhofsplatz pfiff, seine Nase funkelte noch röter infolge desjenigen, was er gegen die Schädlichkeiten der Winterluft gewohnheitsgemäß einzunehmen pflegte, aber seine Augen leuchteten vor Stolz über den guten Fang, den er getan. Vier Gäste hatte er beim letzten Abendzug gefischt, und einer davon sah aus wie ein Baron!

Mit der vornehmsten Ruhe war der elegante Herr gerade auf den Wagen der „Preussischen Krone“ zu gegangen, ohne den „Bären“ oder den „Stern“ überhaupt zu beachten, deren Kutscher allerdings plumper Weise auch nicht den geringsten Versuch machten, die fette Beute wegzuschnappen. Innerlich mochten sie dann freilich vor Neid ergrimmt sein, und das gleichgültige Lächeln war offenbar nur Maske. Denn solch einen eleganten Gast fand man nicht alle Tage.

Auf des Kutschers Frage nach dem Gepäck hatte der Herr auf seine juchene, nickelbeschlagene Handtasche gewiesen und gesagt:

„Das genügt mir. Koffer bleibt auf dem Bahnhof. Muß morgen früh mit dem ersten Zug weiter reisen.“

Der Kutscher war ein zu treuer Diener seines Herrn, um diese Eile des vertrauenerweckenden Gastes nicht bedauerlich zu finden. Aber er kannte seinen geschäftskundigen Wirt auch gut genug, um zu wissen, daß man aus einem Gast nach einer einzigen Nacht genau so viel herausnehmen kann, wie nach acht Tagen, und auch seine persönlichen Trinkgeld-Hoffnungen stiegen im richtigen Verhältnis zur wahrscheinlichen Höhe der Wirtsrechnung.

Als der rassende Omnibus in der Einfahrt gehalten hatte, und der Herr mit den anderen Fremden ins Gastzimmer trat wie ein Fürst unter Knechten, fiel seine Erscheinung auch dem erfahrenen Blick des Oberkellners auf. Seinem pechschwarzen Haar und Bart und seinem kühnen, gebräunten Gesicht nach konnte er ebensogut ein Kunstreiter, wie ein Graf sein. Sein Benehmen aber war durchaus gräflich.

Nachlässig streifte er die Handschuhe ab und warf sie in seinen Zylinder, den er dem Piccolo überließ, ohne ihm einen Blick zu schenken. In gewohnheitsmäßigem Eifer machte der Piccolo auch einen Versuch, dem Gast den langen Überzieher mit dem kostbaren Persienerkragen zu entreißen. Aber ihm wurde die barsche Entgegnung:

„Behalte ich an. Scheußlich kalt hier.“

In der Tat warf der Wind eben ein paar Hände voll aufgewirbelten feinkörnigen Schnee an die Fensterscheiben, und sein kalter Atem fuhr durch die feinen Spalten und hauchte die Vorhänge. Der vornehme Fremde nahm wortlos an einem der kleinen weißgedeckten Tische Platz; und beim Niedersitzen wurden hohe Reitstiefeln von Lackleder sichtbar, von deren Sohlen sich zwei dicke Schneekrusten abzulösen begannen.

Der Wirt beeilte sich, für das kalte Wetter um Entschuldigung zu bitten, und wies ergebenst auf die Schwierigkeit hin, bei achtzehn Grad Kälte einen fensterreichen ebenerdigen Raum hinreichend zu heizen.

„Mache Ihnen ja keinen Vorwurf“, entgegnete der Gast gelangweilt; „Speisefarte!“

Grobheit des Wirts pflegt auf gute Getränke, Unfreundlichkeit des Gastes auf gute Bezahlung zu deuten, und hocherfreut über diese kurzangebundene, barsche Art stellte der Wirt seinen knappen Befehlen folgend ein erlesenes kleines Souper zusammen und ließ den besten Burgunder aus dem Keller holen. Nach dem Essen, über dessen Güte er dem Wirt eine Schmeichelei sagte, wurde der Gast gesprächiger, ließ schwere Importen

Kommen, stellte sich den übrigen Gästen leutselig als Rittmeister a. D. von Gainichen vor, nahm in ihrer Mitte Platz, gab schließlich eine Bowle Punsch zum Besten und zeigte sich als äußerst liebenswürdigen und witzigen Gesellschafter.

Spät erst begab er sich hoheitsvollen Schrittes auf sein Zimmer und hinterließ bei seinen Bechgenossen das schöne Gefühl, einen ebenso angenehmen, wie ehrenvollen Abend mit dem eleganten Kavaliere verbracht zu haben. Dem Oberkellner hatte er noch aufgetragen, ihm für den Morgen die Rechnung zu machen und ihn rechtzeitig vor Abfahrt des Berliner Morgenschnellzuges wecken zu lassen.

In der Frühe halb sechs Uhr aber erfüllte zorniges Geschrei die sonst nur mäßig durchlärnten Räume der „Preussischen Krone“. Es war der vornehme Herr auf Nr. 2, der so wütend schrie, daß sich der Wirt selbst nach der Ursache seines Bornes umtun zu müssen glaubte.

„Ich will meine Hosen haben“, brüllte der Fremde, alle seine vornehme Zurückhaltung bei Seite lassend. „Zum Donnerwetter! Ist denn an einem Paar Hosen so viel abzubürsten. Ich habe keine Zeit, zu warten! Es ist überhaupt eine Unverschämtheit, die Hosen aus meinem Zimmer zu nehmen. Wenn ich gewünscht hätte, daß sie gereinigt würden, hätte ich sie schon selbst hinausgehängt. Ich habe aber nur meine Stiefeln vor die Tür gestellt. Also rasch, rasch! Ich veräume sonst meinen Zug!“

Der Hausknecht leugnete jedoch, die Hosen aus dem Zimmer geholt zu haben. Auch sonst hatte sie niemand gesehen, und der Wirt bestritt die Möglichkeit, daß die Hosen aus dem Zimmer hätten verschwinden können.

„Sie sind aber doch nicht mehr hier“, entgegnete Herr von Gainichen erregt. „Oder können Sie mir sie zeigen? Oder sind Sie der Meinung, daß ich ohne Hosen bei Ihnen angekommen bin? Vielleicht im Badestock? Wie soll ich denn jetzt abreisen? Ich muß unbedingt heute in Berlin sein. In den Hosen befand sich übrigens mein Portemonnaie mit über 500 Mark. Das war der ganze Rest meiner Reisekasse, die ich erst in Berlin wieder ergänzen kam. Ich scheine ja hier in eine Diebeshöhle geraten zu sein!“

Der Wirt suchte ihn entsetzt zu beschwichtigen und murmelte etwas davon, daß er doch unmöglich für den ganzen Verlust haftbar gemacht werden könne.

„Aber wer spricht denn davon, mein Bester?“ versetzte der aufgebrachte Gast plötzlich ruhiger. „Die Hosen und das Geld müssen sich ja wiederfinden. Aber ich kann darauf nicht warten, und Sie müssen mir sogleich aus der Verlegenheit helfen.“

„Von Herzen gern, Herr Baron. Nur dürfen Sie von dem peinlichen Vorfall nichts weiter erwähnen.“ Das schädigt sonst den Ruf meines Hauses.“

Der Herr Baron versprach Geheimhaltung, gab dem Wirt eine Visitenkarte mit seiner Berliner Adresse, damit ihm Hosen und Geld sofort zugeschickt werden könnte, und empfing leihweise eine Hose des Wirtes, sowie 100 Mark bar als Reisegeld, welche Kappalie er nebst dem Betrag für die Rechnung am nächsten Tage einzufenden verhielt. Dann eilte er zur Bahn.

Der Wirt war beinahe froh, verhältnismäßig wohlfeil aus der Angelegenheit davongekommen zu sein, ließ aber doch mit grimmigem Eifer sein ganzes Haus noch einmal nach der verschwundenen Hose durchsuchen. Ergebnislos.

„Zum Geier, der Herr ist aber doch unmöglich ohne Hosen bei mir angekommen“, rief er empört, Herrn von Gainichens spöttischen Ausspruch wiederholend.

„Warum denn nicht?“ antwortete da plötzlich der Oberkellner, den ein jäher Gedanke durchzuckte.

Erstaunt blickte ihn der Wirt an, aber ruhig fuhr der Oberkellner fort:

„Man hat ja gar nicht sehen können, ob er Hosen trug. Er weigerte sich, den Überzieher abzulegen, und trug hohe Stiefeln. Mit diesen Stiefeln schien er übrigens längere Zeit im Schnee gegangen zu sein, kam also vielleicht gar nicht von der Bahn, sondern hat den Bahnhof nur aufgesucht, um unseren Omnibus zu benutzen.“

„So ein Hallunke“, rief der Wirt. „Aber der Zug ist noch nicht abgegangen. Ich erwische ihn noch.“

„Vorausgesetzt, daß er überhaupt auf den Bahnhof gegangen ist und es nicht vorzieht, seine Schwindeleien hier noch anderweit fortzusetzen.“

„Dann um so besser“, rief der Wirt und stürmte davon. Er machte sich allerdings sofort klar, daß der Schwindel kaum zu beweisen war. Der Herr konnte ja Stiefelhosen getragen haben. Als er ihn aber im Fenster seines Abteils lehnen sah, um eine Zeitung beim Händler zu kaufen, übermannte ihn die Enttäuschung, und er rief so laut: „Sie Schwindler, ziehen Sie mal gleich meine Hosen aus“, daß es bei den Insassen sämtlicher Damenabteile Anstoß erregte.

Herr von Gainichen jedoch lächelte ruhig, und das brachte den Wirt auf einen anderen Gedanken.

„Steigen Sie wieder aus“, flüsterte er ihm zu. „Ich verate Sie mit keiner Silbe. Aber spielen Sie denselben Streich auch im „Varen“ und im „Stern“!“

Aber schon setzte sich der Zug in Bewegung, und Herr von Gainichen antwortete lächelnd:

„Ihre Liebenswürdigkeit und Ihre Diskretion sind sehr anerkennenswert. Aber Ihre Herren Kollegen waren bereits ebenso diskret, und sie haben mich zu Ihnen geschickt!“

(Nachdruck verboten.)

## Süße Namen.

Blauderei von J. Reinert.

Einen Namen, Dich zu nennen,  
Einen Namen sag' mir an,  
Daß ich Dich daran erkennen,  
Durch die Welt Dich rufen kann!

So fleht wohl der heimlich Liebende und ist hoch beseligt, wenn er die Auserkorene seines Herzens — seine Molly, seine Nezia, seine Ingeborg oder seine Lotilde in glühenden Strophen feiern oder ihr durch ein Zeitungsblatt seine Grüße senden kann. O, sie sind so süß, so romantisch, solche Namen, süß und romantisch, wie die heimliche Liebe, von der niemand was weiß.

„Was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften!“ sagt Shakespeare. Ja, so ist's! Der Name wird uns lieb durch die Person, die ihn trägt. Niemals aber wird uns jemand um seines Namens willen gefallen, dieser sei auch noch so poetisch oder wohlklingend, wenn uns der Träger sonst nicht sympathisch ist — im Gegenteil, der schöne Name kann einem in solchem Falle schier verleidet werden, wie wir alle es wohl schon ab und zu erfahren haben. Ja, die Sache geht so weit, daß wir, wenn uns jener Name an einer anderen Persönlichkeit wieder aufstößt, zuerst eine gewisse Abneigung oder doch ein Mißtrauen gegen dieselbe empfinden, während wir andererseits für diesen oder jenen Namen eine Vorliebe hegen, weil ein lieber Mensch, den wir kennen, so heißt.

Der Name ist unantastbares Eigentum eines jeden, ob arm oder reich, hochgestellt oder gering. Alles andere kann sich der Mensch eventuell selbst erwerben im Leben — einen neuen Namen kann er sich nicht verdienen oder erkaufen. Wohl kann er, wie er

auch heiße, Kenntnisse erlangen, Stellung, Ansehen, Reichthum; er kann auch das Glück erhaschen, wenn er ein Sonntagskind ist; er kann sich aus niederer Sphäre emporarbeiten, daß man seine Herkunft vergißt, er kann anderenteils von den Höhen der Menschheit herabsinken; seine Verhältnisse können sich hin und her verändern; er selbst kann alle möglichen Wandlungen in seinem Innern durchmachen: e i n s an ihm bleibt unveränderlich, e i n s bleibt an ihm zeitlebens haften — Dauer im Wechsel — s e i u N a m e! — Die holde Weiblichkeit ist allerdings in dieser Beziehung einer so absoluten Beständigkeit nicht unterworfen, für die gibt es eine Unterbrechung der Dauer, eine süße, ersehnte Unterbrechung . . . Der V o r n a m e aber ist auch bei den Frauen unveräußerlich und unverrückbares Besitztum. Und vom Vor- und Taufnamen soll hier speziell die Rede sein.

Merkwürdig! Viele Menschen sind mit ihrem eigenen Namen nicht zufrieden. Sie ärgern sich und grollen heimlich den Eltern, daß sie Jakob oder Gottlieb, Friederike oder Emilie heißen — ach, es war nicht ihre Wahl — sie hießen lieber Arthur oder Kurt, Sylva oder Freda. — Das ist aber gar nicht hübsch von solchen Leuten, gar nicht pietätvoll! Die Eltern haben es doch mit jenen Namen gut gemeint, sie haben dieselben aus Tradition oder nach dem Kalender oder nach ihrem besten Gutdünken gewählt. Darum, meine ich, müßte jeder mit seinem Namen zufrieden sein; das Murren hilft ihm ja doch nichts, und zweitens liegt es ja in seiner Macht, durch persönliche Liebenswürdigkeit, durch Herzensgüte, durch Geist und Anmut seinem Namen einen guten Klang zu verschaffen.

„Es klingt im Munde der Liebe ein jeder Name süß!“ Wenn eine Liebe, sanfte Stimme mit zärtlichem Ausdruck und inniger Betonung unseren Namen nennt, so klingt er uns immer wie Musik, gleichviel, ob wir Michel oder „Geodor“, Minna oder „Lucia“ heißen. Auf den Klang, auf den Ton, nicht auf die Buchstaben kommt es an. Oftmals aber genügt es der Liebe und Zärtlichkeit nicht, den Namen, wie er da ist, hinzusprechen, sie sinnt darauf, ihn auszuschnücken, ihn durch Abkürzung oder Zusätze möglichst lieblich, möglichst süß zu gestalten. Besonders die Elternliebe kann sich bisweilen hierin gar nicht genug tun, was auch nicht zu tadeln ist, sofern die Sache nicht übertrieben und der gute Geschmack nicht verletzt wird. Wildenbruch sagt in seinen „Kindertränen“: „Ein Kind, das man ohne zärtliche Abkürzung des Namens nennt, ist wie eine Blume, die man nur mit botanischem Latein bezeichnet.“ Und so ist es in der That. Es berührte mich fast hart und kalt, als lezthm eine Mutter, deren reizendes Baby ich „Gardi“ nannte, mich ganz ernst und kategorisch zurechtwies: „Bitte — mein Sohn heißt G e r h a r d!“ Wie das nüchtern und zugleich komisch wirkte in bezug auf ein halbjähriges Baby!

Aber freilich, Maß halten, das Richtige treffen, heißt es hier wie bei allem, was wir Menschenkinder tun und treiben. Wenn aus Johannes „Gans“, „Gänschen“ oder „Gänst“, aus Luise „Vieschen“ oder „Vischä“ gemacht wird, so klingt das allerliebste, und wenn der Verlobte seine Zylie „Dia“ oder seine Emilie „Mila“ nennt, so läßt man sich solche Veränderungen gern gefallen, sie schmeicheln dem Ohr und gehen so sanft und süß zum Herzen, daß man sie wie eine Liebföjung zu empfinden meint; wenn die Namen aber verstümmelt und bis zur Unkenntlichkeit verkehrt oder gar in häßliche, ja unästhetische Ausdrücke verwandelt werden, wie es leider in sehr vielen Familien an der Tagesordnung ist, so ist das nicht nur geschmacklos und töricht, sondern es ist geradezu vom Übel, eine unverzeihliche Unsitte, denn solche — Rosenamen bürgern sich nicht selten so fest ein, daß der damit Behaftete sein Leben lang daran zu schleppen hat, was ihm wahrlich nicht zur Zierde gereichen kann. — Da sind z. B. in meiner Nachbarschaft zwei allerliebste, goldlockige Mädchchen, auffallend

niedliche Kinder, sie heißen Helene und Anna. Denken und Annchen — wie hold würde das klingen, aber — „Pule —!“ „Schnute —!“ so tönt der Ruf des Herrn Papa und der Frau Mama vom Fenster her, wenn die Kinder draußen spielen. „Pule — Schnute!“ so hört mans von den Diensthöten, von den Geschwistern, den Nachbarn, den Bekannten und den Gespielinnen. „Pule — Schnute“ — brrr . . . auch süße Namen! Und das sind gebildeter Leute Kinder!

Schaffen die Eltern nicht energisch solche — Schmähenamen schließlich doch ab, so sind, wie gesagt, die unschuldigen Opfer ihnen auch in späteren Jahren ohne Gnade verfallen, wie man es in der That nicht selten wahrnehmen kann. Solche Geschmacksverirrungen, solche gedankenlose Unarten gegen das eigene Fleisch und Blut empören mich jedesmal, wenn sie mir aufstoßen. So machte ich die Bekanntschaft einer ebenfalls den besseren Kreisen angehörenden Familie, deren Mitglieder ich nach und nach kennen lernte. Schließlich hieß es: „Nun kennen Sie nur unseren Vater noch nicht! Unser Vater ist nämlich auf Reisen, aber nächstens kehrt er zurück.“ Und richtig, bei meinem nächsten Besuch lernte ich „den Vater“ kennen — ein schönes, kluges, achtzehnjähriges Fräulein . . . Nein, so etwas ist häßlich, unendlich abgeschmackt! Ich bewunderte und schätzte das liebenswürdige Mädchchen, doch den „Vater“ konnte ich nie ganz überwinden, er störte mich. Die Tochter hieß Katarina — dieser herrliche Name, von dem sich so hübsche Abkürzungen machen lassen: Kati, Käte, Kätkchen, Katrin und Trina. Jene Eltern aber zogen K a t e r vor — Rosenname für eine junge, liebliche Menschenblume!

Aber auch das Gegentheil kann vom Übel sein, nämlich den Kindern, insbesondere den kleinen Töchtern gar zu poetische, zu übergeschwengliche Rosenamen beizulegen. So erinnere ich mich einer kleinen Angelika, die ihrem Namen entsprechend E n g e l genannt wurde. In den Augen der Eltern war es gewiß auch ein süßer Engel, in Wirklichkeit aber hatte die Kleine durchaus nichts Engelhaftes an sich, wuchs sich auch nicht gut aus, war auch später nicht anmutig und einnehmend, hieß aber nach wie vor — Engel. — Dann wieder kannte ich Eltern, die ein Töchterchen hatten, das Margarete getauft war. Margarete! An und für sich ein so schöner Name, und was läßt sich nicht alles davon herleiten! „Marga“, wenn die Betreffende brünett und kräftig, „Gretchen“, wenn sie blond und mehr lieblich und zierlich ist, dazwischen noch Abstufungen von kleinen, feinen Nuancen: Margret, Greta, Grete, Greti, auch Marte ist nicht übel; aber jene Eltern nannten ihr Kind weder so noch so, sondern sie nannten es B e s s i, und das war so gekommen: Die Kleine war außer vier Söhnen das einzige Töchterchen, und in ihrer Freude hatten die Eltern den kleinen Nachkömmling gleich nach der Geburt „das Prinzchchen“ oder „unser Prinzchchen“ benannt. Und als das Prinzchchen seine ersten Sprechversuche machte, nannte es sich selber B e s s i, und dieser Name wurde beibehalten, er erschien den Eltern so süß, daß sie sich nicht wieder davon entwöhnen konnten. Bessi wuchs heran und wurde sehr hübsch, sehr distinguirt — ein richtiges Prinzchchen. Sie verheiratete sich — der Gatte nannte sie ebenfalls „Bessi“ — die Eltern starben — der Mann taugte nichts — brachte ihr und sein Vermögen durch — ein Revolverschuß endete sein Leben. Die Frau blieb in Not und Elend zurück, und doch heißt sie auch jetzt noch B e s s i. Das arme, verhärmte, von Kummer und Entbehrung verkümmerte Weib — ein Prinzchchen! Ist das nicht ein fürchterlicher Sohn? Abergläubische Leute meinen, der Rosenname hätte ihr kein Glück gebracht.

Und eine Erinnerung ruft die andere wach! Ich muß auch Deiner noch gedenken, Du holdes, liebliches „Röschen!“ Und indem ich es tue, schleicht Wehmut mir in's Herz hinein. Einst

so hold, so schön und rein — jetzt elend, arm und krank! Sie war damals, als ich noch zu Fräulein Zube in die Schule ging, meine liebste Gespielin. Eigentlich hieß sie Therese, und ursprünglich lautete ihr Rosenname auch nicht Röschen sondern Reschen, doch da sie gar so lieblich war und, als sie heranwuchs, immer reizender und holder erblühte, so kam es ganz von selbst, daß Eltern und Freunde und alle, die dem bildschönen Mädchen nahe standen, sie Röschen nannten, denn wenn eine, so verdiente sie mit Recht den Namen der Blumenkönigin. Daß sie Therese getauft war, das kam überhaupt ganz in Vergessenheit, sogar die Briefe, die sie empfing, wurden an Fräulein Röschen — adressiert, und sie selbst unterschrieb sich ebenfalls so. — Aber wie die Blumen im Garten verblühen, so welken auch Jugend und Schönheit der Menschenblumen schnell dahin. Röschen hat längst die Fünzig überschritten und wird noch bis auf diesen Tag von allen Verwandten und Bekannten Röschen genannt — das welke, kränkliche alte Jungferchen! Wir sehen eben in ihr auch heute noch das Röschen von einst, oder vielmehr, wir denken und nichts dabei, wenn wir sie so nennen, der Name ist uns in Fleisch und Blut übergegangen; aber Therese wäre doch besser gewesen, denn auf Fremde wirkt das „Röschen“ jetzt lächerlich und erscheint mehr als ein Spott- denn als ein Rosenname.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß es hin und wieder auch üblich ist, die Eltern mit Rosenamen zu nennen. Ich kenne eine Familie, da wird die Mutter von den erwachsenen Kindern nur „Muschl“ genannt; in einem anderen Hause wieder heißt die Mutter zum Gegensatz zu der anwesenden Großmama stets „Mleinmama“, und ein guter Bekannter von mir redet seinen sehr alten Vater nie anders an wie: „Mein Jung!“ Wohl fühlt man heraus, daß solche Benennungen einem liebevollen, zärtlichen Herzen entspringen, aber sie gefallen mir doch nicht. Selbst auch dem ursprünglich undeutschen „Papa“ und „Mama“ kann ich keinen rechten Geschmack abgewinnen. Jean Paul sagt zwar: „Mama — das klingt so sanft und weich, daß es sich einem ordentlich warm um die Seele legt.“ Mag sein! Es klingt in der Tat lieb und herzlich, ja im Munde älterer Personen oft rührend kindlich, wenn sie um ihre „Mama“ besorgt sind oder dem alten „Papa“ stützend und hilfreich zur Seite stehen — doch die Weihe, der ehrfurchtsvolle Ernst, der in der Anrede „Vater“ und „Mutter“ liegt, ist in den Wörtlein Papa und Mama nicht zu finden.

Vater — Mutter! Das sind die süßesten Namen auf Erden! —

(Nachdruck verboten.)

## Rätsellecke.

### Bilderrätsel.



### Logogriph.

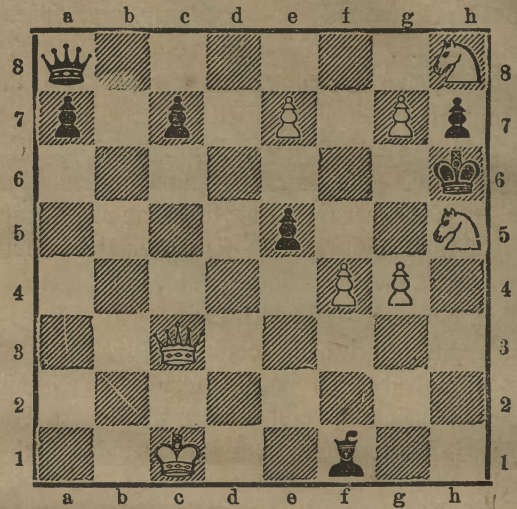
Mit b wirrs von Feinschmeckern viel verzehrt,  
Buchhändler aber habens nie begehrt,  
Mit i studiert's der Mathematikus,  
Mit m liegt es am schönen Donaufluß.

### Telegraphenrätsel.

- ... — — — Sunda-Insel.
- ... — — — Stadt in Italien.
- ... — — — weiblicher Vorname.
- ... — — Zahlwort.
- — — — — italienischer Dichter.
- ... — — Musikinstrument.
- — — — — quälende Empfindung.

### Schachaufgabe.

Von B. Prityrl in Prag.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt. (8+7)

### Auflösung des Bilderrätsels.

Frauentiebe und -Leben.

### Auflösung des Worträtsels.

Stichtag.

### Auflösung der Charade.

Kapelle.

### Auflösung des Entwicklungsrätsels.

Wieland, Wiese, Messe, Messing, Bessing.

### Auflösung der Gleichung.

Helgoland (a Helm, b Mast, c Ast, d Gold, e an.)

### Auflösung der Skatenaufgabe.

Kartenverteilung.

B. a, b, dB, aA, 10, D, 8; bA; c10, D.  
M. cB, aK, 9, 7; b8; cA, K, 9, 8, 7.  
G. b10, K, D, 9, 7; dA, 10, K, 9, 7.  
Stat: dD, d8.

Spiel:

1. B. aB, cB, b7.
2. B. aA, a7, d7.
3. B. a10, a9, d9.
4. B. a8, aK, dA (-15)

Dies war der Fehler. M zieht b8, der Spieler muß mit bA den Stich nehmen und bleibt am Spiel bis er mit c kommt: B. cD, cK, d10 (-17) M. cA, b10, c10 (-31). Dadurch haben die Gegner 63. Das Spiel mußte gewonnen werden wie folgt: 4. B. bA, b8, b7. 5. B. a8, aK, dA (-15). Nun muß M mit c kommen und kann die c10 nicht fangen. Auf a-Handspiel gibt der Spieler dB, cB, dA (-15) und zwei Stiche in c ab mit 48 Augen, wie oben, so daß die Gegner also auch 63 erhalten.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Grete Wegner, Schellong, Carl Pfefferkorn, Else und Oskar Reek, Fritz Schauer, Wiesenberg, Elsa Ruz, Clara Thiel, Erna Masanek, Frieda Weizer, Engelmann, Hoppe, Arno Schneider, Erich Daus, Herbert Reek, Erich und Gertrud Bidel, Erna Menfor, Bromberg, Willy Dürr, Alfred Wegner, Schleusenau, Ella Böhle, Al. Bartelsee, W. Hermes, Bleichfeld, Gertrud Masanek, Hans Loepfer, Fanny Böhle, Luise Lübbert, Otto Liptau, Adolf und Gertrud Schroedter, Max Baruth, Johanna Schmelter, Gertrud Weizer, Elisabeth Martini, Bromberg.